

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 57.

Samstag, 7. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Majan hob den Teller mit einer Bewegung leisen Stels zurück. — Ihr Oberkörper suchte jetzt bereits Halt an der Lehne des Stuhles. Basilio warf schnell einen Blick auf die Umgebung. Zweifellos wollten die meisten Ballbesucher erst nach der Demaskierung und Prämierung hier das Souper einnehmen. Diejenigen vereinzelt Pärchen, die hier jetzt schon zu zweit flirten, waren sehr mit sich allein beschäftigt.

„Ich danke für alles. Aber ich kann nicht länger hier bleiben. Bitte, führen Sie mich jetzt zu meinen Bekannten zurück.“

„Aber selbstverständlich! Bitte, stützen Sie sich fest auf mich. Sie sind sehr ermüdet, nicht wahr?“

„Mehr als das. Ein plötzliches Uebelwerden —“

Sie hatte alle Mühe, sich aufrecht zu halten, als sie sich erhob. Anfangs kämpfte sie noch mit dem Bedürfnis, kein Aufsehen erregen zu wollen. Dann aber zerflatterte jede Regung vor der ungeheuer rasch sich ausbreitenden Müdigkeit, die eine unsagbare Apathie im Gefolge hatte.

Beide Herren boten ihr, sie nun in die Mitte nehmend, den Arm. Sie konnte kaum die Füße über den schweren Teppich bewegen. Der Kopf sank ihr schwer auf die Brust. Die Spitze des Capuchons zog sich vornüber und überschattete ihr Gesicht. Basilio sah trotzdem, daß sie nun die Augen geschlossen hielt. Um so besser!

„Wir führen Sie jetzt zu Ihren Bekannten im Roten Saal —“

Sie nickte nur mechanisch, ohne die bleischweren Lider heben zu können.

Als sie das Restaurant verließen, kam der blonde Ali heran. Er war jedoch keineswegs beunruhigt, die Herrschaften bereits weggehen zu sehen, da der französische Hofherr vorhin gleich mit einem fulminanten Trintgelde alles bezahlt hatte. „Die Dame scheint sich nicht wohl zu befinden“, dachte er, ihr unter den schweren, blondbewimperten Lidern nachsehend.

Im Vestibül fielen die beiden Herren, die einen lila Domino ritterlich zwischen sich führten, nicht auf. Es war noch immer ein unaufhörliches Kommen, Heraus- und Herabsteigen der Ballgäste zwischen den oberen Festsälen und den Räumlichkeiten des Erdgeschosses.

Die dunklen Augen des Don Basilio starrten erwartungsvoll vorwärts. Wenn ihre Kräfte, ihre Haltung nur noch bis zum hinteren Ausgange reichten, der sich hinter der langausgestreckten Garderobeabgabe befand und vor dem, im Gegensatz zum vorderen Eingang, die Gefährte unmittelbar an der Rampe vorfahren konnten!

Sie ließ sich zwar jetzt völlig willenlos weiter führen, ohne Frage, ohne Verwunderung, wohin man sie bringe. Aber wenn sie nun zusammenbrach? Nur jetzt kein Aufsehen in letzter Minute, das unter allen Umständen dann die Erfüllung ihres schwierigen — aber einträglichen Auftrages unmöglich machte!

Ein Diener in Kurhauslivree stand am hinteren Ausgang und öffnete ihnen bereitwillig die letzte der Türen. Er wunderte sich durchaus nicht. Im Gegenteil, an solchen Abenden, im Fasching, war man dop-

pelt diskret und war nicht ohne Verständnis, wenn einer Dame vielleicht der Champagner so frühzeitig zu Kopf stieg, daß man sie zu zweit nach Hause geleitete.

Die auf diese entscheidenden, kritischen Momente zusammengepreßte Spannung verließ Don Basilio starke Kräfte. Der Chauffeur hatte vorher von Paco den Befehl erhalten, auf seinem Sitz zu bleiben, damit man gleich abfahren könne. Paco öffnete rasch den Wagenschlag. Don Basilio hob den zierlichen Frauenkörper in den Wagen. Er bemerkte in der Erregung nicht, daß dabei der eine kleine rote Sammetpantoffel von ihrem Fuße streifte und zu Boden fiel. Paco stieg behende nach und klappte den Schlag zu. In der nächsten Sekunde fuhr der Wagen davon. —

Don Basilio hielt noch immer den lila Domino im Arm. Ab und zu vergewisserte er sich im vorüberhuschenden Schein der Straßenlaterne, daß sie ihre Augen geschlossen hielt. Ohne Zweifel schlief sie fest. —

Der Wagen raste aus Baden-Baden hinaus und bog dann in südwestliche Richtung ab. Beide Männer verhielten sich absichtlich längere Zeit völlig schweigend, um den Domino nicht zu wecken oder aufmerksam zu machen.

Paco starrte mit seinen scharfen Augen unentwegt hinaus. Dann, als er sah, daß in der sternklaren Winternacht von ferne die Spitze des Straßburger Münsters aufzuragen begann, konnte er sich nicht enthalten, sehr leise zu fragen: „Wie machen wir es mit der Paßkontrolle? Muß sie nicht erwachen und die Larve abnehmen, wenn der französische Grenzbeamte —“

Basilio lächelte überlegen: „Es sind heute nacht fast 200 Straßburger zum Kurhausball nach Baden-Baden hinüber gefahren! Da wundert sich kein Beamter mehr. Im übrigen steht er an unsern Pässen, daß wir Spanier sind, die kontrolliert man am französischen Posten nicht so genau, wie man Deutsche kontrolliert!“

3. Kapitel.

Der Tanz bereitete Majan heute kein Vergnügen. Diese modernen, seelenlosen Gesellschaftstänze zu abgehaltener Musik ließen sie kalt, im Gegenteil, erfüllten sie mit Abneigung. Sie liebte im Tanze die Glut ihrer heimatischen Tropensonne, — oder den feurigen Schwung des spanischen Fandangillos. Doch eben hatte sie Hansfried bei seiner ritterlichen Art keinen Korb geben wollen. Im Innersten schloß die Besorgnis nie in ihr völlig ein: ein Minus an europäischer Kultur und gesellschaftlichem Pli, infolge ihrer Herkunft von fernem ostasiatischen Tropeninseln, unaufhörlich ausgleichen zu müssen. Um zu lernen, um den Vertretern längst gewohnter europäischer Gesellschaftskultur abzugucken, hatte sie diesen Kostümball heute abend auch mitgemacht.

Am liebsten hätte sie sich in die Kissen ihres Hotelbettes gewühlt und vor Sehnsucht sich ungehindert ausgeschlachtet, weil ihr Befinden sie noch immer zwang, die Kur hier zu gebrauchen, anstatt zu dem Geliebten nach Paris zu eilen.

Dazu fühlte sie jetzt eine körperliche Behinderung. Ihr Hustenreiz trat von neuem auf, obgleich unten der große Musiksaal weder überfüllt, noch durch die abnorm hohe Kälte draußen überheizt war. So bat sie Hansfried nach dem ersten Tanze, sie zu entschuldigen. Der Arzt habe ihr eigentlich das Tanzen vorläufig verboten. — Ob er sie zum Tisch im Roten Saal wieder zurückgeleiten solle, fragte er, und er sich vielleicht jetzt nach Feliza umsehen müsse?

Während sie an seinem Arm zum Roten Saal zurückging, entgegnete sie lächelnd: „O, lassen Sie nur Feliza ein Weilschen allein im Strudel schwimmen! Sie ist wie ein Kind, das zum erstenmal ins Freie darf, und ist geschwollen vor Neugierde auf Erlebnisse und Sensationen. Denn sie stellt sich vorläufig das Leben als eine Kette entzückender, überraschender Sensationen vor!“

In einer der hübschen, wohnlichen Sitzkassen des Konversationszimmers sah sie jetzt den Herrn mit seiner Gattin sitzen, den Hansfried vorhin als Strakburger Schulkamerad begrüßt. Sichtlich erwartete der Elsäßer mit starkem Wunsche die Rückkehr von Hansfried zu ihm und seine Entbindung von Kavalierspfllichten. Am Eingang zum Roten Saal trennte sich die Tänzerin deswegen mit einem höflichen Dank auf Spanisch von Hansfried und ging auf Luitgards Mutter zu. Hansfried aber sah noch mit einem schnellen Blick, daß Luitgard sich nicht am Tische befand. Ohne Zweifel hatte dieser junge Artillerieoffizier, Don Flaviano, noch immer Beschlag auf sie gelegt, um ihr von seinen beruflichen Enttäuschungen inmitten der spanischen politischen Unruhen anzuvertrauen. —

Das hübsche, klare Gesicht von Hansfried überschattete sich und verlor seinen angenehmen Ausdruck ruhiger innerer Harmonie. Dieser Abend, auf den er sich so gefreut, verlief doch anders, als er gedacht! Wohl mußte er erwarten, Luitgard von zahlreichen hiesigen Bekannten angerebet zu sehen, aber daß nun urplötzlich dieser Don Flaviano auftauchte, mit dem Luitgard seit ihrem Weggang aus Sevilla obendrein in Briefwechsel gestanden?

Hansfried suchte seinen einstigen Strakburger Schulkameraden nun wieder im Konversationszimmer auf und hoffte, in der offenen, immer wiederholten Freude des Elsäßers über das unerwartete Wiedersehen seine geheime Enttäuschung und Beunruhigung wegen Luitgard zu unterdrücken.

Aber am Tisch langweilte sich Majan auch. Die anderen Anwesenden konnten kein Spanisch, Majan sprach nur sehr gebrochen Deutsch — gerade dasjenige, was sie während ihres Auftretens in Berlin, Hamburg und einigen anderen großen Städten notwendig gebrauchte. Die Sehnsucht nach Ramon Fernandez nahm inmitten dieser ungewohnten heiteren Atmosphäre von farbenprägender Lebensfreude immer stärker zu. Rings um sie Flirt, Liebe, Zuneigung zwischen den einzelnen Paaren. Sie hier allein und fremd!

Während die Saalkapelle jetzt einen langsamen Walzer als Tango spielte, tippte sie mit der Fußspitze des farbigen Atlaschuhes — den Feliza vorhin zum Flamenca-Kostüm getragen — nach dem Takt und sumnte fast unhörlich zwischen den halbgeöffneten Lippen wieder vor sich hin: „Ramon, Ramon, Ramon!“

Was lag ihr im Grunde an dem Treiben der großen Welt? Sie tanzte, weil sie eine von Gott begnadete Grazie im Körper und tiefsten musikalischen Rhythmus in jeder Faser hatte. Aber die treibende Kraft zu ihrem künstlerischen Berufe war doch Ramon! Ja, sie fühlte sich als sein Werk! Er hatte sie aus ihrer Unbekanntheit im ostasiatischen Insellande in den Brennpunkt der europäischen Großstädte getragen, und beglückte sich an ihrem schnell aufsteigenden Ruhm, ihrem eigenartigen Gemisch von temperamentvoller Raffigkeit und bezaubernder Grazie. Ihm zu Liebe ertrug sie die kolossalen Anstrengungen ihrer Gastspielreisen.

Ach, sie wollte zu ihm zurück! Die Krone aller Erfolge war doch jedesmal das Gastspiel in Paris, das sie unter seinen Augen absolvierte, während sie in seiner hübschen Villa sein Gast war.

Plötzlich überkam sie ein solcher Schmerz, ein solcher Impuls, die Einsamkeit zu suchen, daß sie sich erhob, sich bei Luitgards Mutter in einigen Worten entschuldigte, wenn sie sich entferne, da sie sich ermüdet nach Hause begeben wolle, und sich an den Reihen der tanzenden Paare entlang durch den ganzen Musiksaal zum Vestibül pirschte, um Hansfried im Konversationszimmer zu entgehen. Sie war froh, niemandem Bekanntes in der Garderobe zu begegnen, als sie ihren kostbaren Brokatmantel über die Schultern warf, und sich in den weichen Pelz des Kragens schmiegte. Im Nu war auf ihren Wunsch am hinteren Ausgang ein Mietauto herbeigerufen und sie fuhr davon, während die Klänge der Tanzmusik hinter ihr verhallten.

Ein neuer Husten überfiel sie beim Luftwechsel aus den warmen Sälen ins ungeheizte Auto. Mit den noch starken, ungetrübten Augen des Naturkinds sah sie draußen die bezaubernde Pracht der Winterlandschaft in ihren Einzelheiten. Die Tannen und blattlosen Bäume neigten sich unter frischer Schneelast. In tausend irisierenden Fünkchen tanzte das Licht des Vollmondes über der Schneedecke. Wie verzaubert lag die herrliche Natur von Baden-Baden im Winterschlaf da.

Gewiß, der Anblick war überwältigend, war etwas Wunderbares! Und doch lebte die Sehnsucht nach dem Süden in ihr unvermindert auf. Sie schloß die Augen und glaubte, in der Ferne die schwankenden aristokratischen Linien der hochstämmigen Dattelpalmen zu sehen, — das Panorama von Manila vom Meerbusen des chinesischen Meeres aus, in der Ferne umgrenzt vom Kranz dunkelblauer spitzförmiger Vulkangruppen. Und vor ihr die trompetenförmigen riesigen weißen Daturen, die Königin der Nacht in ihrem betäubenden Duft — die überschlangen, sich leise wiegenden Baumwollbäume mit ihren herausplagenden silberweißen Fasern. —

Palmen — ach, Palmen! Und wenn die Tropenheimat denn so weit war, — ob der Geliebte ihr nicht die Konzession machen würde, mit ihr nach dem Pariser Gastspiel nach der Riviera zu reisen, dem Blumenparadies der Côte d'Azur? *

Als Hansfried am goldenen Kokospiegel am Eingang des Konversationszimmers auf die Rückkehr der beiden Dominos wartete, legte sich ihm von hinten plötzlich eine Hand auf die Schulter: „Tiens, Hansfried, bist du's wirklich? Ich hab' eben gemeint: „Das muß doch der Hansfried Dollen sein, mit dem ich in Strakburg auf dem Gymnasium auf der Schulbank gelesen hab'! Wie freu' ich mich, daß ich dich heut' so par hazard hier wiedertreff'!“

Sie schüttelten sich erfreut die Hände und forschten gegenseitig in den Gesichtszügen. Das Albräule, wie Albert Hauelsen früher immer schlichtweg genannt wurde, war zwar auch ein Mann geworden, aber er hatte doch den ausgeprägten Zug gutmütiger Freundlichkeit und behaglichen Wohllebens behalten. In Hansfrieds Gesicht sah dagegen ein Zug klarer bestimmter Energie in unaufhörlichem, nie einschlummernden Bewußtsein, sich im Leben durchzusetzen und behaupten zu müssen.

„Wie kommst du nach Baden-Baden, Albräule, wohnst du hier?“

„O nein! Du weißt doch, ein wahrer Stedeburger (Spitzname für eingeseffene Strakburger) bleibt wo möglich immer im Bannkreis seines Münsterzippels. Wir sind heut' nur herüber gefahren, um diesen Kurhausball zu besuchen. Es sind noch viele Strakburger außer uns heut' hier!“

(Fortsetzung folgt.)

Frühling in der Hungersteppe.

Aus dem Leben der ehemaligen Kriegs-
gefangenen in Turkestan.

Von W. Hammerl.

Nur der Hungerige weiß die Sonne des Sattseins zu schätzen. Nur wer die zehn Monate von Mai bis März in der dürren, todesgrauen Hungersteppe Turkestans verlebt, kann den Glücksrausch des Steppenfrühlings so richtig fühlen. Acht Monate brennt die Sonne vom glasklaren Himmel herab, saugt wie ein Vampir jeden Tropfen Feuchtigkeit, das Blut der Erde, auf. Die Saakaulbüsche sterben ab und strecken ihre pfeffergrauen, ausgedörrten, besenähnlichen Zweige, wie um Erbarmen flehend, nach allen Seiten. So weit das Auge blicken kann, sieht es ein Meer von greisenhafter Trostlosigkeit. Nur hier und da ragt aus der toten Ebene die gelbe Glabe eines Sandbergs hervor. Um die Mittagsstunden herrscht Friednostille. Dürstend, voll Mattigkeit vertriehen sich alle Lebewesen im Schatten der Häuser und Zelte. Acht Monate klappt die Lehmmerde, von Rissen durchfurcht, wie ein Verschmachtender. Dann kommt die Regenzeit, wo die rissige Lehmmerde wie ein Verdurstender trinkt und trinkt und sich doch nicht satt trinken kann. Zwei Monate trinkt sie erquickenden Regen.

Dann wird es März. Die Sonne kommt wieder. Doch kommt sie jetzt sanft und zärtlich. Wie ein Liebender liebkost sie die arme, gequälte Lehmmerde der Hungersteppe. Bläuviolette Schleier überziehen die graue Weite. Die bisher traurig-stille Steppe fängt an zu summen wie ein überheizter Dampfkessel, sie zittert voll ahnender Freude. Man fühlt, sie will gebären. Die klapperdürren Saakaulbüsche tragen grüne Ährchen. Grüne Flecke entstehen auf dem sonst fahlen Steppenboden, breiten sich aus, bis sie alles zugebedeckt haben. Dann ist alles wie ein grünes Meer mit hundert Düften, dehnt sich ins Endlose. Dort, wo früher der dürre, graue Tod war, jubelt die Natur in ihrer bezaubernden grünen Freude. Unzählige tulpenartige Blumen, in allen Farben strahlend, schießen über Nacht aus dem Boden und verwandeln die Hungersteppe in einen bunten Bucharateppich. Die Steppe wird lebendig, Töne aller Art schwingen trunken von Glück aus ihrer Tiefe. Die sanfte Frühlingssonne hat die Steppe aus ihrem zehnmonatigen Scheintod wachgeküßt, und wie eine dankbare Geliebte gibt sie ihre Schönheit verschwenderisch aus. Gibt sich aus wie jemand, der sich küssen muß. Sein kurzes Glück zu genießen.

Wenn an solchen Abenden die Sonne nach dem Rand der Steppe sinkt und die Wölken am Horizont zu traumhaft schönen Gebilden werden, die in allen Farben des Spektrums erglühn, dann packt den Steppenmenschen ein Glücksrausch, daß er vor Wonne weint.

Die Natur ist in ihrer Art überall groß und schön. Ist sie zehn Monate geizig, so gibt sie in nicht ganz zwei Monaten zehnfach, hundertfach. Nicht so die Menschen. Wir waren 260 Mann österreichisch-ungarischer Völkermischung, die das Schicksal, Weltkrieg genannt, hierher in die Hungersteppe gespußt hatte, und wir fühlten Hunger. Darum, weil in Väterchen Zars glorreicher Armee das Stehlen üblich war. Die Hälfte unserer Portionen blieb irgendwo hängen, bevor sie auf dem Rücken der Kamele zu uns kam. Kleider, Wäsche, Schuhe kamen überhaupt nicht zu uns. Die beginnende Wärme ließ uns Kleider und Wäsche leicht entbehren, auch gewöhnten wir uns bald, auf den eigenen Sohlen zu gehen. Nur an den Hunger konnten wir uns nicht gewöhnen. Der Magen war ein ewig leeres Loch, und unsere Bäuche kriegten Sorgenfalten, daß sie aussahen wie Ziehharmonikas. Immer wieder mußten wir in unsere Leibriemen Löcher machen, und so mancher sank zuletzt in ein Erblich, wo es keinen Hunger mehr gab.

Und doch meinte es der Steppenfrühling gut mit uns. Er deckte seinen Tisch mit Millionen Schildkröten. Von Faustgröße bis zur Brotlaibgröße lagen sie überall herum. Alle zehn Schritte stolperte man über so ein Krötenbiest. Und wir hungrigen Europäer spazierten zehn Tage über diesen gedeckten Tisch, ohne uns zum Zugreifen entschließen zu können.

Endlich kam über einen von uns die Erleuchtung. Er nahm die größte Schildkröte, die er finden konnte, murzte sie ab und kochte Suppe daraus. Wir standen im Kreis und warteten, bis sie fertig war.

„Kann man kosten?“ fragten wir dann.

„Bitte“, sagte er mit einer einladenden Geste.

Es schmeckte herrlich, so richtig nach Sattwerden. Das gelbe Fett stand fingerhoch, der reinste Balsam für unseren Hunger.

„Ach, was sind wir doch für Idioten“, jammerte der Entdecker der Schildkrötensuppe. „Zehn Tage laufen wir

hungrig an diesen delikatsten Viechern vorbei. Börmlich aufgebrängt haben sie sich, und wir wollten sie nicht fressen.“ „Ja, aber“, wagte ich einzumenden, „vielleicht sind es gar nicht die, aus denen man bei uns Schildkrötensuppe kocht? Auch ist es auffällig, daß weder die Kirgisen noch die Russen sie beachten.“

„Na, du Neunmalgekehrter, verstehst du etwas von Zoologie?“ fragte jener, höhnisch grinsend, zurück.

„Nein. Nicht die Spur von einer Ahnung“, gab ich kleinlaut zu.

„Na, siehst du. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als die Schildkröten auf jeden Fall zu verzehren. Von Zweifeln wird man nicht satt, und dann ist es ein erbebenndes Gefühl, daß diese Schildkröten durch Generationen hindurch jahrtausendlang darauf warteten, von uns genossen zu werden. Die Ahnen dieser Schildkröten wandelten vielleicht schon zur Zeit Alexanders des Großen und Timurlans auf dieser Steppe, also sind es sozusagen historische Viecher.“

Wir überließen ihn seinen Reflexionen und warfen uns auf die ahnungslosen Schildkröten. Am demselben Abend noch starben viele von ihnen als Opfer unseres Hungers. Bis weit über Mitternacht hinaus wurde Schildkrötensuppe gekocht. Wir gingen sozusagen in Schildkrötensuppe unter, zu allen Tageszeiten fütterten wir sie. Die offizielle Wasser-suppe samt dem trockenen Hirsebrei beachtete niemand. Der Koch wagte es gar nicht mehr zu kochen, so lange diese Schildkrötenorgie währte. Ganze Berge von Schildkröten häuften sich in unserem Lager. Die vorbeistreichenden Steppentiraden spudeten aus, wenn sie uns von weitem zusahen, und die Russen schüttelten die Köpfe.

Eines Tages versuchten die Ungarn die Schildkröten in ihre kulinarische Sprache zu übersetzen. Kroetengulasch wollten sie machen. Trotzdem sie viel Paprika dazu gaben, schmeckte es nicht. Augenscheinlich waren diese Krötenviecher für die feurige Nationalspeise der Ungarn zu sanft geartet. Immer weiter mußten wir nach Schildkröten gehen, ganze Gelatomben von ihnen wurden zu Suppe. Wir begruben sie in unsere behaglich schnurrenden Bäuchlein, daß sie rund wurden wie jene der Bönslein. Schildkrötengottesader sagte so ein Wiener Hundling. Ich glaube, wenn das so weitergegangen wäre, wir hätten die Schildkröten bald Dutzende Kilometerweit im Umkreis aufgegessen.

Es wurde Mai und die Sonne heißer. Von Tag zu Tag ihr Glutatem mörderischer. Die lieblichen Tulpenblumen sterben als erste, und was sonst noch grün ist, stirbt nach. Wie ein riesiger Vampir saugt die Sonne das Blut der Erde, die Feuchtigkeit. Die Lehmmerde wird lach. Das lebensfreudige Grün der Saakaulbüsche weilt dahin, bis es in Pfeffergrau erstarrt. Die Luft zittert wie in einem überheizten Backofen, und ringsum, so weit das Auge reicht, ein Meer von trostloser grauer Greisenhaftigkeit. Der jubelnde, wonnige Steppenfrühling ist tot.

Das traurigste aber war, daß unsere nahrhaften Schildkröten immer weniger wurden; bis sie sich spurlos in das kühle Erdbinnere verzogen, wo sie für unseren Appetit nicht mehr greifbar waren. Unsere Bäuchlein sanken zusammen, die Sorgenfalten mehrten sich, und die Ähnlichkeit mit einer Ziehharmonika wurde immer größer. Auch die aufgelassenen Löcher unserer Hosentriemen mußten wir nun zurück repetieren. In Rudeln wie die hungrigen Wölfe zogen wir wieder durch die Hungersteppe, während unsere Blide in den Saakaulbüschen nach etwas Ekbarem schnuppern.

Da bleibt ein heißblütiger Magare im Angesicht der Sonne in breitbeinigem Troß stehen, und mit der Faust ihre glühende Frage drohend, schreit er vor Hunger wütend: „Da, du Kanaille!“

Sprüche.

Von Karl Erik Almer.

Komme, was auch kommen mag,
Sorge, Elend, Not und Plog,
Alles, Herze, trägt du leicht,
Wenn nicht Mut und Hoffnung weicht.

*

Freude finden am Guten und Schönen,
Mit der Welt sich stets vertragen,
Und ein treues Herz zu haben,
Sind des Lebens beste Gaben.

*

Ein frohes Lied, ein liebes Wort,
Trag sie nur immer mit dir fort,
Und schenke, wo ein Herz in Leid,
Ihm tröstend beides jederzeit!

Der Tod.

Skizze von Leonidas Varletta.

Als man das Zeichen zur Abfahrt gab, streifte Mariano, der hochauferichtet auf dem Bod des Leichenwagens thronte, mit der Peitsche über die Kappen, die mit den geschwägten Hufen ungeduldig das Pflaster traten. Dabei faßte er mit elegantem Schwünge die Zügel fester und fuhr ab.

Sechs mutige Gänse sind nicht leicht zu lenken, besonders, wenn einer von ihnen die üble Angewohnheit hat, seinen Partner zu beißen. Aber Mariano ließ die Peitsche spielen, um sich Gehorsam zu verschaffen. Die Tiere schienen auch zu begreifen; denn sie hoben ordentlich die Köpfe, setzten sie nervös wieder auf und schritten gesammelt einher, ohne übertriebene, heftige Bewegungen.

Mariano hatte zu seiner Frau Mercedes gesagt: „Wenn du heut' was Schönes sehen willst, geh nachmittags zum Begräbniß. Sechs Pferde, Blumenwagen, sechzig Kutichen, Pferdehalter ...“

Es war auch ein imponierendes Begräbniß. Die sechs Pferde vor dem Leichenwagen schoben. Die Wagen folgten in unendlicher Reihe. Wieviel Blumen und Kränze gab es, — weiße, violette, blaue! Und dann die zahlreichen Menschen, die hauptsächlich und in ehrerbietigem Schweigen hinterher gingen!

Angefangen von Mariano bis zum letzten Pferdehalter trugen alle Galalivree: kurze Beinkleider, um die Knie geschlossen, weißseidene Strümpfe, Dreispitz. Auf dem Bod thronten Mariano und der Kalai, reglos, wie aus Holz geschnitten. Beide waren von der Bedeutung ihrer Rolle tief durchdrungen und sprachen kein Wort. Die Kinder und Frauen des Viertels staunten sie mit offenem Munde an. Auf der Straße blieben die Leute stehen; andere liefen vor die Haustür oder öffneten geräuschvoll die Fenster. Alle sahen bewundernd zu.

Mariano empfand lebhaftes Befriedigung. Er atmete kaum, um sein tadellos glattes, glänzendes Vorhemd nicht zu zerknittern. Auch achtete er darauf, ja die beruhmäßigsten Trauerfallen im Gesicht zu behalten. Man muß nämlich wissen, daß nicht jeder auf dem Bod eines Leichenwagens sitzen darf. Dieser Posten erfordert eine gewisse Gewandtheit, großen Ernst und ein feines Verständnis für die würdige Symbolik der menschlichen Gesellschaft. Wer kein Selbstbewußtsein hat, kann nicht Leichenwagenführer sein.

Mit einem schrägen Blick bemerkte Mariano plötzlich seine beliebte Ehefrau, die dem Leichenzug so aufmerksam und gerührt folgte, als sei sie selbst Erbin des erlauchten Toten. Aber Mariano bereute sehr bald, sie aufgefordert zu haben, dem vornehmen Begräbniß beizuwohnen, denn Mercedes trachte hochentzündet und begeistert neben dem Leichenwagen her, dauernd in Gefahr hinzufallen. Dazu rief sie: „Se, Mariano! Marianchen! Mensch, siehst du mich denn nicht? Dreh dich doch mal um! Sieh mal her, eingebildeter Kerl! Hörst du?“

Statt jeder Antwort schwang Mariano die Peitsche. Retinto, der „Übertünchte“, der durch Farbanstrich in einen Kappen verwandelte Fuchs, der als Sattelpferd an der Deichsel ging, bäumte sich. Aber Mariano gab ihm mit der Peitsche zu verstehen, daß er sich anständig benehmen müsse, so daß er alsbald Ruhe gab. Mariano war nicht mehr der Jüngste, aber seine Fäuste hatten noch gehörige Kraft. Die sechs Zügel lagen sicher in seinen Händen, wie sehr er auch mit dem unruhigen Pferde zu tun hatte, das ihn zu dauernder Aufmerksamkeit zwang.

Mercedes war etwas zurückgeblieben. Das Gehen fiel ihr schwer; die Schuhe drückten. Bei der heftigen Bewegung die sie ihrem umfangreichen Körper zuzumute, kam sie ins Schnaufen. Sie schob sich mit dem Ellenbogen durch die Leute und trottelte nun wieder neben dem Wagen her. Je mehr Bewunderung der Leichenzug erregte, desto größer wurde ihr Stolz. Schließlich konnte sie sich nicht enthalten, einen kleinen, biden Glaskopf anzureden, der neben ihr herging. „Was sagen Sie bloß zu den prächtigen Pferden?“

Der Gefragte sah sie unklüffig an.

„Das da ist nämlich mein Mann“, erklärte sie triumphierend. Der Kahlköpfige wischte sich mit dem Taschentuch über die Nase. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Ja, wirklich“, wiederholte Mercedes nachdrücklich, „das da ist mein Mann. Warum soll ich Ihnen was vormachen? Oder glauben Sie vielleicht, ich will was Besseres sein, als ich bin? Ich denke nicht daran, mir was einzubilden. Vor vierzehn Jahren haben wir Hochzeit gemacht, und mein Mann — jawohl, mein Mann! — ist noch bei viel vornehmeren Begräbnissen dabei gewesen. Deswegen bin ich noch lange nicht eitel geworden.“

Sie warf einen liebevollen Blick zu Mariano hinauf. Der saß mit glattrasiertem Gesicht stocksteif da. Wenn ihm nur nicht der Dreispitz herunterfällt! Wie vornehm er die Zügel in den behandschuhten Händen hält! Mercedes blieb stehen. Sie konnte die Qual der engen Schuhe nicht länger aushalten. Erhöht aber zufrieden ging sie heim. —

Als Mariano abends nach Hause kam, war er nicht mehr der Gleiche wie auf seinem Wagen. Er hatte viel von seiner Würde verloren, als er die Livree auszog. Aber in seinem ernsten Gesicht stand noch eine gewisse Überlegenheit. Er fuhr in ein Paar Hausschuhe, die ihm seine Frau beflissen hinhielt, und erklärte, er habe keine Lust, zu Abend zu essen.

„Nanu!“ rief Mercedes überrascht aus. „Ich hab' dir Artischoden gebaden. Du lebst dir alle zehn Finger danach. Du willst nicht essen? Ich verstehe ja: an einem Tage wie heute — wie soll ich mich ausdrücken ... So wie heute hab ich dich übrigens noch nie gesehen. Die Leute rissen Mund und Nase auf, wenn du die Peitsche hobst.“

„Ja“, sagte Mariano, wider Willen geschmeichelt, „Retinto hat mir zu schaffen gemacht. Ich mußte gegen meine Gewohnheit die Peitsche nehmen.“

„Aber mich hast du nicht gesehen“, fing Mercedes an. Mariano unterbrach sie: „Doch, ich hab dich gesehen. Aber ich laß mich nicht fñhren. Bei so einer Beerdigung! Wenn ich sechsehläng fahre! Ich tue meine Pflicht nicht, wenn ich mich umbrehe oder vornüber beuge oder nicht anständig dasitze. Das gibt's nicht. Ich würde den ganzen Eindruck verderben.“

„Ich verstehe“, entschuldigte sich Mercedes kleinlaut.

„Morgen müssen wir ein paar Zeitungen kaufen. Mal seh'n, wie ich auf den Bildern getroffen bin!“ regte Mariano an. Er sprach viel sanfter, um die Wirkung seines leisen Tadel abzuschwächen.

„Was? Bilder in der Zeitung? Sogar das?“ rief Mercedes erstaunt. Dann ging sie in die Küche und murmelte: „Die Männer sind doch Staatssterle, wahrhaftig!“

Trotz alledem schwebte ein trübes Wölkchen über dem Beisammensein. Das Damenbrett stand unbenuzt da; heute wurde nicht gespielt. Mariano zog sich rasch aus und ging ins Bett. Mercedes brachte ihm Nachtmäße und Pseife. Zum ersten Male seit vierzehn Jahren rauchte Mariano nicht.

„Wilst du nicht wenigstens einen Tee haben?“ fragte Mercedes.

„Nein. Ich will nur schlafen“, antwortete er.

Mercedes ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, als einen Happen, löschte das Licht und legte sich ebenfalls schlafen. Sie dachte an die Bilder, die morgen früh in der Zeitung stehen würden. Wie gut mußte sich ihr Mann auf dem Bod des Leichenwagens machen! So ... starr ohne sich zu rñhren. Wie sich die Nachbarn ärgern würden! „Hier, sehen Sie mal, Mercedes' Mann! Als ob er der Präsident selber wäre!“ Die Frau sah im Geiste den Leichenzug. Da war Mariano. Unbeweglich steckte er in seiner Galalivree. Aber jetzt sah er sie an und lächelte ihr freundlich zu, so daß nun sie ihn aufmerksam machen mußte: „Du, Marianoooo, paß auf die Pferde auf! Sonst verdirbst du den ganzen Eindruck.“ Und nun bekamen die biden, glänzenden Kappen plötzlich Flügel wie das Pferd, das sie auf dem Denkmal für die Dichterin Lola Mora gesehen hatte. Damit war sie im Traumland.

Als sie die Augen öffnete, schien die Sonne vergnügt durch alle Ritzen und Spalten. Tesoro, der Kanarienvogel sang aus vollem Halse. Erst einen Ton, kurz und hell, dann einen zweiten und dritten; dann trillerte er fröhlich drauflos. Draußen rief jemand die Morgenblätter aus.

Mercedes richtete sich auf, drehte sich nach ihrem Manne um. Sie wollte ihn weden. Da erstarrte sie mit angstvoll aufgerissenen Augen.

Mariano lag kalt und steif da, ohne sich zu rñhren. Der Mund war zusammengezogen. Die Augen blickten starr, starr, starr ... als führe er den Leichenwagen seines eigenen Begräbnisses.

(Berechtigte Übersetzung aus dem Spanischen von E. H. Neuendorff.)

Wußten Sie das?

Durch jahrelange Kreuzungsversuche hat der Besitzer eines Pflaumenbaumes es fertig gebracht, daß er von diesem Baum jetzt Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln und Pflaumen in 16 verschiedenen Variationen pflanzen kann. Die verschiedenen Schüsse der anderen Obstbäume wurden seinerzeit dem längen Baum aufgesproßt. Einen ganz eigenartigen Anblick gewährt der Baum auch besonders während der Blüte.

Im Paramount-Kino in New York befindet sich eine Riesenorzel, die zwei Wände des großen Kinos einnimmt und so viele und so verschiedene Pseifen hat, daß ein Mann 800 Instrumente zugleich spielen kann, darunter zum Beispiel die berühmte altgriechische Flöte, die Tibia plana, die aus dem Beckennochen des Elef verfertigt war.